



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schliepmann, Hans: Die seelischen Untergründe modernster Kunst :
Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung : 3. (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

konkreten Ausdruck einer bleibenden, stets dringlicher werdenden Lebensnotwendigkeit. Wir halten die Hoffnung auf Wiederherstellung dessen, was da draußen einst unser war, nicht für ein Lustschloß. An Ermutigung hat es in der öffentlichen Meinung Englands und selbst Frankreichs nicht gefehlt. Die Herren der Welt sind mit überseeischen Wirtschaftsgebieten förmlich überlastet. Uns lächelt die Sonne der englischen Gunst; Lord Northcliffe ist nicht mehr. Die Anteilnahme an einer Besserung unserer Valuta ist laut und größtenteils aufrichtig. Unschwer wäre es, unsere Wünsche so zu formulieren, daß sie sich den durch die Lage der Dinge gebotenen Rücksichten anpassen. Wer aus diesen Elementen etwas zu schaffen oder auch nur vorzubereiten verstünde, wäre wahrlich ein Realisator. Eine Kolonie ist mehr wert als ein Moratorium.

Die seelischen Untergründe modernster Kunst.

Betrachtungen zu Abwehr und Verständigung.

Von Hans Schliepmann.

3. (Schluß.)

Man könnte alle hier geschilderten Unzulänglichkeiten und Verbohrtheiten schweigend übergehen, wenn sie sich nicht so überheblich und aufdringlich in Szene zu setzen und unter den Man=weiß-doch-noch-nicht-Erregten Gläubige zu fangen unternähmen. Ein wundervoll ausgestattetes Organ: „Frühlicht, eine Folge (!) für die Verwirklichung des (!) neuen Baugedankens“, herausgegeben von einem wirklich nicht vielversprechenden, jetzt zum geistig bolschewistischen Stadtbaurat vorgerittenen jüngeren Architekten, muß man zu lesen versucht haben, um das lauterwelsche bombastische Phrasengewand zu ermessen, in dem diese von allem Zweckdenken losgelösten, alle Vergangenheit Verachtenden priesterlich einherschreiten. So ein Organ ist freilich auch heute noch für den Wissenden schließlich nur — Spekulation und Geldsache. Aber in zahlreichen Kunstzeitschriften wird auch sonst von verfeinigten oder honorarbedürftigen Evangelisten neuer herumtastender Kunst vor einem überzeugungslosen und darum glaubenshungrigen Publikum jede modische Mücke mit schnitzelkräuselnder Geistreichigkeit zum Elefanten emporgelobt. Geht man auch darüber noch mit einem Achselzucken: „Papier, Papier!“ hinweg, so bleibt doch ganz bedenklich, daß auch in der staatlichen Kunstpflege aus berechtigter Kampfstellung gegen wilhelminische Hohlkultur und aus doch ebenso unkritischem Mitschwimmen mit der Zeitstimmung schon unterschiedliche kurulische Sessel den noch ganz in der Gärung Begriffenen zufielen. Gewiß: Pflege jedes blütenversprechenden Keimes, selbst einmal ein Experiment, obwohl wir dafür jetzt eigentlich nicht die Mittel haben! Und gewiß kein Alexandrinertum — obwohl es versteckt noch genug unter den Neugläubigen spukt, solange das intellektuelle Deuteln über Kunst noch einen viel breiteren Raum einnimmt als Kunstschaffen und Kunstgenießen! Aber eine Erziehung zum Schaffen durch eifrigste, wenn auch meinet halben begabte, jedenfalls aber selbst noch in der Entwicklung begriffene Köpfe ist ein Unding; und noch bedenklicher mutet es an, wenn der Herr Reichskunstwart aus-

gesprochenermaßen an eine Erziehung zur Geschmacksempfindung durch das Geschäft denkt, indem er ganz besonders auf künstlerische Gestaltung der Reklame hinwirken möchte. Wenn er dabei in einem offiziellen, nur zufällig in die Hände gekommenen Gutachten vom dem Chaos des Geschäftsstraßenbildes als von einem „Rhythmus“ spricht, so drängen meine assoziativen Vorstellungen mehr nach der Seite des Streumuster- und Zickzackempfindens als nach einer Erziehung zum „Zusammensehen“, der Verarbeitung und Einordnung vieler Einzelheiten zu einem Gesamteindruck, und ich kann mich der Furcht nicht entschlagen, daß einst ein noch Fortgeschrittener die Kunst-erziehung bei einer Rhythmisierung der Rummelplatzmusik anheben wird.

Nun scheint der Herr Reichskunstwart allerdings von der Ansicht auszugehen, daß die Allgemeinheit so kunstblind geworden ist, daß sie zunächst erst einer Art Elementarunterrichtes bedarf; sie muß erst die einfachsten ästhetischen Eindrücke wieder fühlen lernen. Und darin hat er recht! Von Erörterung der hiernach nötigen Erziehungsmethode muß ich hier jedoch absehen, weil das zu weit führen würde, und mich mit der Feststellung begnügen, daß im Grunde auch unsere neueste Kunst eigentlich nur ein Versuch zur Wiedergewinnung der ästhetischen Gefühlswerte ist, die in der veräußerlichten und nur verstandesmäßigen vorletzten Kunst verloren gegangen und von den Umstürzlern auch in der zu schweren Vorzeitkunst nicht mehr „zusammengesehen“ werden konnten, was dann in der Zeitstimmung des schnellen Hassens zu einem „Erasez l'infame“ führte. Revolution statt Evolution war aber unter den eingangs dargelegten Seelenspannungen doch das naturnotwendige. So muß man denn schließlich doch anerkennen, daß es keinen anderen Weg gab, zu einer Kunst zu kommen, die nicht länger nur im leeren Raum, ohne mitlebendes Volk, strebt und schafft, als von vorn anzufangen, zu lernen. Man hätte es schmerzloser, billiger durch Evolution haben können, durch andachtvolles und doch unbefangenes, der Zeitunterschiede bewußtbleibendes Sichversenken in beste Vorzeitkunst. Dazu fehlten aber in zu weiten Kreisen die Voraussetzungen: Zeit, Willigkeit, Bescheidenheit, Begeisterungsfähigkeit und innere Kultur. Wir waren geistig längst so verarmt, wie wir es heut auch äußerlich sind, und haben nun auch nur eine ärmliche neue Kunst. Aber es ist doch „Schwellenkunst“, wie es Manfred Ryber in einem guten Aufsatz der „Grenzboten“ nannte. Wir müssen mit dem Elementaren wieder anfangen, nun wir einmal die Brücken aus der Vergangenheit abbrechen. So ergibt sich also doch eine „primitive Kunst“, aber nicht in dem weiter oben abgefertigten Sinne einer neu erhaschten Mode, sondern aus neuem Fühlen wollen.

Hier nämlich liegt die Hoffnung; und es war nötig, zunächst reine Luft zu schaffen, die Scharlatane vom Markte zu jagen, die hohlen Töpfe zu zerschmeißen, bis wir den unfruchtbaren Asphalt sehen, auf dem wir lärmend uns zerstreuen, um das Ausmaß dieser Hoffnung richtig werten zu können. Uebermüdet noch vielfach von Betrieb, Mache, Sensation und Bluff, lebt doch, sichtbarlich dem suchenden und willigen Auge, eine neue starke Sehnsucht, ein wahres Hingegenommensein von der Idee, eine Inbrunst des Gefühls in vielen modernsten Künstlern. Mag man in kindlich naiver Ueberschätzung schon vor Jahren die Ausdrucksmöglichkeiten der Linie im „Jugendstil“ entdeckt haben, mag man sich mit vereinfachten Farbenproblemen herumschlagen, die freilich die Tizian Grünwald,

Turner, sogar Makart schon viel mannigfacher und geistvoller behandelt haben, mag man den Ausdruck in Gebärden und Abwandlungen der Körperverhältnisse in der mittelalterlichen Bildhauerei minder gewaltsam und mindestens ebenso ausdrucksvoll finden können als bei unseren Neutönern: es ist doch wieder tiefer Ernst, gläubiges Ringen um seelische Werte und ehrliche „Arbeit“ in vielen ihrer Werke. Die Virtuosität der Macher weicht langsam dem Streben, neben, ja, vor den spezifisch ästhetischen Werten, auch das auszugestalten, was in der Kunst das oben erwähnte Plus gibt: die Idee, die mehr noch ethischen als ästhetischen Werte. Sie sind gerade heute nötiger als rein formale, bedeuten sie doch ein Freiwerden wollen aus der Atmosphäre des Hasses. Und darum ist — sobald wir erst einmal sehend geworden gegen Blender und Fere — Geduld, Anteil, Pflege und Ermunterung dieser „Schwellenkünstler“ durchaus Pflicht der wahrhaft fühlenden und entschlossenen, vorurteilsfürchtenden Mitlebenden. Sie bauen an der Zukunft!

Unsere Hast will überall sogleich Ergebnisse sehen, während wir doch an einer Weltwende stehen, die lange Jahrzehnte bis zur völligen Klärung brauchen wird. Wir müssen uns darein finden, unselig zu früh oder zu spät geboren zu sein, mitten in die Gährung hinein, aus der erst Enkel den Wein schlürfen werden. Von unserer Zeit — —: was ist von ihr zu erwarten? Aus zerstampftem Boden, in der Luft von Haß und Not und Gier wachsen keine Blumen. Darum die Flucht aus ihr in die Phantastik!

Auch hier aber ist doch wieder ein günstiges Moment festzustellen: In der vorkrieglichen plattrealistischen Ausmünzerei war die Phantasie überheblich in die Kinderstube verwiesen worden. Die Kunst durfte die duftigsten Gärten nicht mehr betreten. Jetzt führt man sie mit fast bacchischem Ueberchwang aus der Verbannung zurück; Goethes Göttin, „die immer neue seltsame Tochter Jovis“ ist auch die unsere geworden, so weit wir nicht zum Mammon beten. Oft ist es noch seltsamer Gögendienst, Taumeln mehr als Fliegen, und es fehlt an der Einsicht, daß Phantastik nur ein Gesetz, aber doch auch noch ein Gesetz hat: nur keine Illusion zerstören, keine Schranken erkennen lassen, an denen der flatternde Schmetterling sich den Staub von den Flügeln streifen müßte! Darum ist Können, vollendetstes Darstellkönnen des Innerlichgeschauten, die Vorbedingung für phantastische Kunst, soll sie nicht zur Stümperei oder zum Irrsinn werden. Sonst aber — das sollten sich die Geregelten sagen lassen; — ist der Phantastik alles erlaubt — — theoretisch. Die Menschen aber werden sie stets verschiedenartig aufnehmen, je nach dem Vorwiegen dieser oder jener Grundanschauungen und assoziativen Vorstellungen. Wem das Naturgemäße über alles geht, wird im ganzen Kosmos nur die letzte giftige Blüte einer in Ueberfeinerung verkommenen Kultur sehen; wem gekonnte, graziöse Willkür die Macht zur spielenden Erschaffung einer Märchenwelt zeigt, mag an das Gift so wenig denken wie bei der Herbitzzeitlose, sondern des Anblicks heiter genießen.

Es gehört also Willfähigkeit zum Mitgehen in des Künstlers Phantasiegärten dazu, ihn zu genießen. Und das ist nun überhaupt die erste Forderung, die an die Zeitgenossen zu stellen wäre, um die Kunst wieder in das allgemeine Seelenleben des Volkes einzuordnen. Suchen sollen wir die Seele des Künstlers und nicht verlangen, daß sie der unseren gleiche, denn wie könnte sie uns dann bereichern? Das klingt nun sehr

merkwürdig, nachdem ich eingehend nachzuweisen suchte, daß unsere Kunstübung so ziemlich alles andere als vollkommen und ehrfurchtgebietend ist. Aber es erklärt sich doch, gerade weil wir nur eine Anfängerkunst in ärmlichem Garten haben, wo Gutes nur gedeihen kann, wenn Unkraut, ja, alles Ueberflüssige, sorgfältig gerodet wird, alles Blüteversprechende aber treue Pflege findet. So müssen wir denn zuerst unterscheiden können, zumal der Marktschreier übergenuß sind, die mit geilen Unkrautstecklingen ihre Geschäftchen bei den Torencharen machen möchten. Zur Förderung der Willfährigkeit muß also ergänzend die des Lernens kommen. Geübte, verfeinerte Sinne, ein Schatz von Vorstellungen, gewonnen aus eindringlich liebevoller Betrachtung der Natur, des Seelenlebens und der Vorzeitkunst, die ja mit nichts nur noch Herbariumkunst ist, muß uns urteilsfähig gemacht haben. Dann aber — die dritte Forderung! — müssen wir auch zu einer Ueberzeugung herangereift sein, die nicht mehr durch die Schaumschläger modischen Nachertums zu blenden ist und — die den Mut hat, sich auszusprechen, nicht überheblich, nicht überpöpstlich, aber aus dem ruhigen Gefühl eines Lebensgewinnes unerschrocken und klar, dabei aber doch der Fehlsamkeit alles menschlichen Urteilens bewußt und darum allzeit bereit, neue Gesichtspunkte aus anderer Urteil innerlich zu verarbeiten.

Mögen auch den Tag Schlagworte und Modenmeinungen bestimmen; der Zeit geben nur gesichtete Urteile das Gepräge — obschon die Urteile sich mit der Zeit zugleich ändern. Es wird immer ein Kampf der Urteile bestehen bleiben; aber nur die ehrlichen, mannhaften haben Waffen.

So ist es denn auch kein Unglück, wenn, selbst bei gewachsener Willfährigkeit und Urteilsfähigkeit, die Ansichten über ein einzelnes neues Kunstwerk, einen neuen Künstler noch auseinandergehen. Vielstrahlig kann und soll eine lebendige Kunst sein; sie hält selbst Konventikel aus. Liegt auch bei denen, denen „ihre“ Kunst allumfassende Herzenssache ist, das fanatische „Die Wels, die Waiblingen“ immer viel näher als das ruhige „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“: der Lebende kann seinen Kreis finden, die Zeit aber schafft den Ausgleich, wie sie ihn z. B. zwischen den Wagner- und Brahms-Einseitigen gefunden hat. —

Zweifellos: wir sind noch recht weit davon, aus der Erfüllung jener drei Forderungen eine Atmosphäre hervorgerufen zu sehen, in der sich eine gesunde, vom Volksempfinden getragene Kunst entwickeln kann. Noch haben unter Schmerzen und Verkenennung die wirklichen Künstler daran zu schaffen, die bestehende Atmosphäre des Hasses aufzuhellen. Aber gerade die Erwähnung jener beiden Meister — Wagner und Brahms — gibt uns eine Hoffnung: Ein Leipziger und ein Hamburger, in Zeiten vertümmelter Kunst und in nüchternen Städten geboren, bewiesen erneut das ewige Wunder des Genies. Es steht außerhalb aller Entwicklung bei seinem Erscheinen; dann aber wächst es aus geheimnisvollen Untergründen und wird bestimmend für weitere Entwicklung. So gilt denn alles Gesagte nur für die Kunst, die Ausdruck der Zeit ist; die wir nicht entbehren können, ohne in Barbarei zu verfallen; die jedes Jahr ihren Frühling aus Naturdrang heraus hat und auch aus dürrem Boden wachsen muß, bis zur Kunst der starken Talente, die aber dann auch damit den Boden schafft, aus dem das Genie Kräfte zu schnellerem Wachstum saugen kann; die seinem überzeitlichen Wirken die Wege bereitet. — Nur die ahnend Erwartenden sehen solchen Stern über der armen Krippe aufgehen und

pilgern ihm glaubend entgegen. Doch nach mehr als drei Jahrzehnten noch schreit die Menge, die von keinem Sterne weiß, noch wissen will, ihr „Kreuzige, Kreuzige!“ Uns aber laßt hoffen, „bis die Zeit erfüllet ward,“ und inzwischen — arbeiten, die Seelen bereitzumachen, den Unrechten den Rücken kehren, um desto unbefangener, liebegewillter den Lauteren und bahnbrechend Strebenden das Herz zu öffnen.

Bis dahin aber gilt es, Geduld und Ruhe bewahren, auf daß wir nicht auf jeden neu ausposaunten Messias hineinfallen. Wir haben schließlich kein Recht, ihn zu erwarten, ehe nicht die Gemüter sich auf Edleres eingestellt haben. Für den Tagesbedarf aber an Kunst scheint es mir immer noch erfreulicher und — erziehlicher, sich eindringlich den Sachwerten hinzugeben, statt übereilten Personentultus zu treiben und sich mangels neuer „Ewigkeitswerke“ lieber mit guten Epigonenwerken zu begnügen, statt sich gewaltsam und hastig „nurmodern“ betrüglisch wie betrüblich zu ersättigen. Ich wenigstens bin dankbarer dem, der mir Gedichte vorlegen sollte, die man für goethische halten könnte, als dem, der mich zwingen will, sinnarmes, aufwändiges Gestammel für zukunftsträchtig zu halten.

Preußische und dänische Beamte.

Der neuen in Tondern, Carstensstraße 7, erscheinenden Zeitschrift „Nordischleswig, Beiträge zum vollstlichen Aufbau“, dürfen wir folgende Beleuchtung der Stimmung in der Nordmark entnehmen. Sie diene als Ergänzung des in der letzten Nummer veröffentlichten Artikels „Dänische Poincarés“.

Die Schriftleitung.

Hat man auf dem Amtsgericht in Tondern zu tun, so kommt es aus verschiedenen Gründen leicht, daß man dort Vergleiche anstellt zwischen dem Einst und Jetzt.

Sie waren oft etwas barsch in ihrem Ton und Auftreten, unsre alten preußischen Beamten, sowohl die akademisch gebildeten wie auch die, welche von der Pike auf im Heer oder auf der Schreibstube gedient hatten. Nicht immer lag „Knigges Umgang mit Menschen“ zur Hand. Der vielgeschmähte Militarismus war nicht allein der Grund zu dem etwas schroffen Wesen der Beamten; es war das Selbstbewußtsein des Einzelnen: „Ich beherrsche das Amt, welches ich verwalte, und kenne mich darin aus.“

Bekam man dann und wann beim Eintritt in das Bureau einen gelinden „Anhaucher“, ohne Umschweife wurde dann aber auf die Sache losgegangen. Man bekam kurzen, blühdigen Bescheid und verließ darauf das Gerichtsgebäude mit dem Bewußtsein: „Deine Sache wird prompt erledigt!“

Einfach und sparsam war der ganze Geschäftsgang bei den Preußen. Ein Amtsrichter mit 3500 Mark Besoldung konnte sich keine großen Extravaganzen erlauben, ebensowenig der Gerichtsschreiber mit 1500 bis 2000 Mark Gehalt.

Die Sorge für Ruhe und Ordnung im Dienst lag allein dem allbekannten Gerichtsdienner ob. Vieles in seiner Tätigkeit, sorgte der Allein-Uniformierte